Lorenz Obermaier zum 60. Geburtstage.

Es gilt heute nicht eine lange Biographie zu schreiben über das Geburtstagskind, die uns ja allen mehr oder weniger geläufig ist, sondern in Gedanken bei ihm zu weilen, mit ihm die Feier seines 60. Geburtstages im Geiste zu begehen. Wie schnell die Zeit vergeht! Der „Lenz" zählt nun schon 60 Lenze! Aber wir wissen, daß er mit noch jugendlichem Feuer für die Zither wirkt, daß sein sangesfrohes Herz noch immer fröhlich schlägt und jedem in Liebe zugetan ist, der aufrichtige Freundschaft bei ihm sucht. Es erübrigt sich, alle die Verdienste Obermaiers um die Zither und unsere fortschrittlichen Bestrebungen aufzuzählen, die ihre äußere Anerkennung fanden in Ernennungen zum Verbands- und Bundeslehrer h. c., zum Ehrenmitglied unserer Verbände und Vereine und nicht zuletzt in der Verleihung des Hofzither-virtuosen-Titels.

Es ist nicht nur eine Ehrenpflicht, sondern eine aus dem Herzen kommende Dankbarkeit, die uns heute des liebenswürdigen, bescheidenen Künstlers gedenken läßt. Der Verband Deutscher Zithervereine ist dem Geburtstagskinde zu besonderem Dank verpflichtet, hat Obermaier doch in treuer Gemeinschaft und Kameradschaft mit unserem unvergeßlichen Hans Thauer den Verbandsprinzipien in München zum Siege verholfen, und heute noch hält er sie hoch, ohne Rücksicht darauf, daß seine persönlichen Belange dadurch benachteiligt werden.

Ein Zitherlehrer mit seltenen pädagogischen Fähigkeiten, ein Virtuose auf der Zither, der in seinen Glanzjahren mit seinem herrlichen Spiel das Publikum zu heller Begeisterung hinriß, ein Komponist, der innige, seelenvolle Melodien für die Zither schrieb, die heute Allgemeingut der Zitherspieler geworden sind, und schließlich, was besonders betont werden soll, ein Mensch mit einem goldenen Herzen, den jeder lieb haben muß. Das ist es gerade, was uns das Geburtstagskind vor allem anderen liebwert macht. Und so sind wir überzeugt, daß am 12. d. M. aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes und auch aus dem Auslande Grüße und Wünsche ihren Weg nach München finden, die dem Altmeister des Zitherspiels Liebe und Verehrung bezeugen werden.

Wir selbst entbieten schon heute dem lieben Lorenz Obermaier unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche und senden ihm tausend Grüße. Möge ihm auch fernerhin die liebe Sonne scheinen, die ihm das Herz wärmt und ihm sein fröhliches Gemüt bis ins hohe Alter hinein erhält.

W. O. Mickenschreiber.

Vom schwäbischen Dorfbuben zum englischen Sir.

Ritter Hubert von Herkomer, der deutsch-englische Maler aus Landsberg am Lech.

Hubert von Herkomer hat bekanntlich auch eine Reihe wertvoller Kompositionen für die Zither geschrieben, für die sich namentlich unser heutiges Geburtstagskind, Lorenz Obermaier, warm eingesetzt hat. Die nachstehenden Ausführungen sind daher auch für uns Zitherspieler von besonderem Interesse.
Die Schriftleitung.

Die schwäbische Stadt Landsberg veranstaltete in diesem Jahre mit viel Feierlichkeit eine Gedächtnisausstellung des berühmten Malers und Radierers Ritter Hubert von Herkomer. Auch die Witwe des Künstlers, auf manchen seiner Bilder dargestellt, war zu dem Fest aus England herbeigekommen: Lady Maggie von Herkomer, die einzige Ehrenbürgerin der Stadt Landsberg.

Diese Ausstellung ruft wieder die Erinnerung an das Schicksal des seltsamen Mannes wach, um dessen Namen sich schon zu Lebzeiten eine jener Legenden bildete, die fast alle großen Erfolgsmenschen umgeben. 1849 in Waal bei Landsberg geboren, stieg er, mit Ehren und Adelstiteln überhäuft, auf zum europäischen Malerfürsten, dessen Bilder bald mit phantastischen Preisen bezahlt wurden. England zeichnete ihn mit dem Titel eines „Sir", Preußen, Bayern und andere deutsche Staaten mit dem persönlichen Adel aus. Ein Titel aber, auf den er besonders stolz war, war der eines Ehrenbürgers der Stadt Landsberg. In Deutschland freilich war Herkomer nicht so sehr bekannt als Maler, denn als Vorkämpfer des Autosports, besonders als Protektor der nach ihm benannten Automobilrennen, die er selbst mitfuhr. Der Siegespreis war stets ein von Herkomer gemaltes Porträt des Siegers.

Zwei Jahre nach Huberts Geburt schifft sich Vater Lorenz Herkomer, gleich vielen Deutschen mit den Verhältnissen nach der 48er Revolution unzufrieden, mit Frau und Kind nach Nordamerika, dem Land der neuen Freiheit, ein. Während der sechswöchentlichen Ueberfahrt auf einem kleinen, elenden Segelschiff wäre der zweijährige Hubert infolge Milchmangels fast verhungert. Drüben erwartet die Familie nur Not und Enttäuschung. Huberts Mutter, eine Lehrerstochter, kommt durch Musikunterricht und Konzerte fast allein für den ganzen Unterhalt auf. Mit vier Jahren singt der kleine Hubert schon in den Konzerten mit und verdient noch nebenbei durch Anfertigung mechanischer Spielsachen aus Holz. Nach sechs Jahren fahren die Herkomers zurück nach Europa, bleiben in der erstbesten englischen Stadt, in Southampton. Der Vater will den Sohn Maler werden lassen. Wir finden den Vierzehnjährigen — die Familie hat inzwischen die englische Nationalität erlangt — in einer englischen Zeichenschule wieder, wo er nach Gipsabgüssen arbeitet. Da erhält Lorenz Herkomer aus Amerika den Auftrag, Peter Vischers „Vier Evangelisten" in Holz zu schneiden. Vater und Sohn fahren nach München, hausen dort in einem kleinen Zimmerchen, wo sie arbeiten, kochen, schlafen. Hubert besucht vorübergehend die Zeichenklasse Professor Echters der Münchener Akademie, hört zum ersten Male eine Oper, die einen tiefen Eindruck hinterläßt. Nach einem halben Jahr laufen die Pässe ab, beide müssen München plötzlich verlassen. — Wieder beginnt für Hubert drüben ein Leben der ärgsten Entbehrungen. Erst besucht er noch eine Kunstschule in South-Kensington, dann macht er sich in London selbständig, verdient sein Brot mit Schablonenarbeit und Zitherspiel. Da plötzlich — 1869 — kommt der große Umschwung. Eine neue englische Zeitschrift, „The Graphic", ist soeben gegründet worden. Der junge Herkomer hat sich seit einiger Zeit, ohne jede Anleitung, mit Radieren beschäftigt. Er bringt ein gerade vollendetes Blatt „Zigeuner in Wimbledon" zur Redaktion, erhält dafür 160 Mark. Und nun ist dem Künstler Erfolg um Erfolg beschieden, der ihn bis zu seinem Lebensende nicht mehr verläßt. Ein Aquarell „Landleute im Felde hackend" bringt bereits 800 Mark. Mit dem Erlös macht er, gemeinsam

mit dem Vater, eine Reise ins bayrische Hochgebirge, malt in Garmisch und Berchtesgaden. Im nächsten Jahr verbringt er mit den Eltern längere Zeit in Bayern. Hier entsteht das große Oelgemälde „Nach des Tages Arbeit", das 1872 in der Royal Academy großen Beifall findet. Der Verkauf dieses Bildes ermöglicht ihm bereits den Erwerb eines Landhauses in Bushey. Bald darauf malt er „Die Invaliden vom Chelsea-Hospital in der Kirche". Das Bild wird von der englischen Jury mit einem wahren Beifallssturm aufgenommen. Es wird auf der Pariser Weltausstellung mit der großen Ehrenmedaille prämiert, geht — 1929 — für 100 000 Mark an eine englische Galerie. Inzwischen ist Herkomer auch der Lieblingsmaler der hohen englischen Gesellschaft geworden. Um seine beiden berühmten Porträts „Dame in Weiß" und „Dame in Schwarz" entstehen Romane. 1874 dirigiert Richard Wagner in der Albert-Hall in London. Herkomer, der von dem Komponisten eine Zurückweisung erfährt, macht heimlich im Konzertsaal Studien. Das Bild wird so ähnlich, daß der bekehrte Wagner ihn als einen Hexenmeister bezeichnet.

Herkomers Geheimnis seiner fast märchenhaften Erfolge? Es liegt wohl, neben seiner rastlosen Tätigkeit, vor allem in der Uebereinstimmung des Zeitgeschmacks mit der eigenen künstlerischen Weltgestaltung, wie sie vor allem im Gegenständlichen seiner Kunst zum Ausdruck kommt. Manches in seinem Gesamtwerk wird heute vielleicht nicht mehr jene hohe Bewertung erfahren, wie zu Lebzeiten des Künstlers. Doch darf man, von dem Künstler Hubert von Herkomer sprechend, nicht des Menschen vergessen: alle, die ihn kannten, bestätigen, daß er ein prächtiger, gütiger Mensch war, der über die größten Erfolge hinaus immer seiner schwäbischen Heimat treu geblieben ist und der im „Mutterturm von Landsberg" der Welt ein schönes Denkmal der Menschlichkeit geschenkt hat.

Herkomer starb am 31. März 1914 in Bushey in England. Ein Landsberger Steinmetzmeister hat ihm dort das Grabdenkmal errichtet. A. Woelfle.

Gedanken zur Notenschriftreform.

Von Friedrich Weißhappel, Musikschuldirektor in Wien.

Nachdem dem zu Anfang d. J. veröffentlichten Aufsatz: Notenschriftreform — eine Notwendigkeit, von verschiedenen Seiten Interesse entgegengebracht wurde, halten wir es für ratsam, auch die nachstehenden, auf Grund von Entgegnungen gemachten ergänzenden Ausführungen unseren Lesern bekanntzugeben.
Die Schriftleitung.

Die Zahl derer, welche sich mit der Notenschriftfrage beschäftigen, ist weitaus größer, als allgemein angenommen wird. Das Feuer glimmt bereits im Verborgenen, obwohl sich die Fach- und Tagespresse (mit wenigen rühmlichen Ausnahmen!) leider noch ablehnend verhält oder in Stillschweigen hüllt. Die dringliche Wichtigkeit der Angelegenheit wird damit nicht aus der Welt geschafft. Jede große Idee stößt anfangs auf beharrlichen Widerstand, denn nur wenige können den künftigen Wert schon beim ersten Auftauchen des Gedankens begreifen und verstehen. Wenn bisher Gelehrtes umgestoßen werden soll, verschanzen sich Praktiker und Wissenschaftler hinter einem Wust von unzähligen „Wenn und Aber". Die Gegner der Notenschriftreform mögen bedenken, daß der Erfinder der Lokomotive als Narr verlacht wurde und Zeppelin beinahe in das Irrenhaus gesperrt worden wäre. Männer der Wissenschaft erklärten, auf glatten Schienen könne nicht gefahren werden und „Fliegen" sei ganz und gar unmöglich. Aehnliche Ansichten gibt es auch in der Musik.

Mein Artikel: „Notenschriftreform — eine Notwendigkeit" scheint bei so manchen Lesern heillose Angst hervorzurufen; der bloße Gedanke an die Möglichkeit, „noch etwas lernen bzw. umlernen zu müssen", läßt alle Logik verschwinden. „Warum denn leicht machen, wenn es schwerer auch geht" ist bei etlichen oberster Grundsatz geworden. In verschiedenen Gehirnen hat sich die Ansicht unausrottbar eingenistet, daß das Notenlesen eine Geheimschrift bleiben müsse und nicht das Tonwerk, sondern die Versetzungszeichen die Hauptsache seien. Wie wäre auch die Musik noch weiter eine Kunst, wenn jedermann am Notenbilde sofort alle Töne und die jeweiligen Tonarten erkennen würde! Für die Musikpflege ist es angeblich viel besser, die Lernenden und jene 99 Prozent der Musizierenden, welche nicht zu den obersten Tausend gehören, plagen und mühen sich mit den ständig wachsenden Leseschwierigkeiten Jahr für Jahr vergeblich ab, machen täglich ungezählte Spielfehler infolge der verworrenen Notenschrift und legen zum Schlusse so manch schönes Stück verständnislos und verärgert beiseite, auf Nimmerwiedersehen! Fürwahr ein beneidenswerter Zustand. Ist dies aber ein vernünftiger Standpunkt?

Wer praktisch hören und sehen will, fühlt, daß es auf dem bisherigen Wege nicht mehr weiter gehen kann. Die Notenschrift soll und muß endlich klare, eindeutige Ton- und Klangvorstellungen ermöglichen und vermitteln.

Alle Tonwort-Methoden streben danach, bewußte Tonvorstellungen und klares Erkennen des Klangcharakters zu erzielen; infolge unserer rückständigen Notenschrift, bei welcher das Auge dem Ohre nur eine falsche Klangvorstellung übermitteln kann, wird das gewünschte Ziel nur selten erreicht und der herrschende Wirrwarr sogar noch vermehrt.

Der beste und deutlichste Beweis für die Unvollkommenheit des bisherigen Schriftsystems ist, daß niemand Tonstücke, ja nicht einmal eine einfache Halbtonleiter nach Diktat so schreiben kann, wie sie (zufällig!) der Komponist geschrieben hat.

Auf alle bisher gemachten Einwände näher einzugehen ist überflüssig*). Mit Trugschlüssen aller Art will man das morsche Gebäude der 35-Tonschrift aufrechterhalten, aber es bleibt vergebliches Bemühen; die Zeit schreitet unaufhaltsam vorwärts. Alt-Notenschrift und Alt-Klaviatur werden verschwinden. Wer sich mit dem Gedanken einer „Notenschrift ohne Vorzeichen und ohne Schlüssel" nie beschäftigt hat, dem bedeutet freilich diese Idee ein unentwirrbares Chaos. Demjenigen aber, der sich liebevoll mit ihr vertraut macht und eingehende Vergleiche anstellt, bedeutet die „12-Tonschrift" Erlösung von jahrzehntelanger peinvoller Qual und höchst überflüssigem wertlosen Ballaste.

Auch in der alten Notenschrift weist jeder Doppelklang unbekümmert um seine Schreibweise acht Fortschreitungsmöglichkeiten auf. Wer irgendwie Harmonielehre studiert hat und sehenden Auges die modernen Werke betrachtet, weiß dies; bei jedem Doppelklange können beide Stimmen auf- und abwärtsgehen, zusammen- oder auseinandergeführt werden und weiter eine Stimme liegenbleiben und die andere auf- oder abwärtsschreiten. Man darf aber auch cis als des deuten und des als cis, so wie man es gerade braucht. An diesen unbestreitbaren Tatsachen läßt sich weder rütteln noch stillschweigend vorbeigehen. Die Schreibweise ist daher für die Stimmführung ganz und gar Nebensache.

Wo in aller Welt ist festgelegt, daß fisis durchaus nach gis will? Wieso kann von g behauptet werden, daß es vielleicht nach a oder nach fis oder nach irgendwohin strebt? Es gibt keine absolut auf- oder abwärtsstrebenden Töne. Das Fortschreiten wird durch die Tonfolge, allenfalls auch durch die mitklingenden Töne bestimmt. Es hängt ferner davon ab, von welcher Warte aus ein Ton betrachtet wird. Jeder Ton (mit jeder Schwingungszahl) besitzt die gleichen Funktionsmöglichkeiten; fisis kann daher ebensogut wie auch a oder deses nach auf- oder abwärtsstreben und geführt werden, aber nicht nur in Halb- oder Ganztonschritten!

Hier einige erläuternde Beispiele. Nach den geltenden Rechtschreibe-Gesetzen geht:

des — h	nach	c — c	kann aber auch beliebig wohin geführt werden.
fisis — disisis	„	eisis — eisis	
feses — des	„	eses — eses	
dis — hisis	„	cisis — cisis	
eses — c	„	des — des	

Als Leitton betrachtet, strebt g nach as, gis nach a, gisis nach ais, ges nach asas und geses nach asasas.

Als Quinte im Dominantseptakkord geht bei natürlicher Auflösung a nach g, b oder h, ais nach gis, h oder his, aisis nach gisis, his oder hisis, as nach ges, bb oder b, asas nach geses, bbb oder bb.

Daß eine korrekt durchgeführte Rechtschreibung einfach unmöglich ist (selbst 20 oder mehr ♯ oder ♭ würden nicht ausreichen), geben nicht nur zahlreiche Hochschul- und Akademieprofessoren, sondern auch die Lehrbücher bedingungslos zu.

Da es bei der alten Notenschrift chromatische und diatonische Halb- und Ganztöne gibt, ist die Halbtonleiter in ihren mannigfachen gebräuchlichen Schreibarten eigentlich eine chromatisch-diatonische Halbtonleiter, jede Dur- eine diatonische Ganz- und Halbtonleiter. Eine rein chromatische Halbtonleiter müßte etwa so aussehen:

asasasasasas — asasasasas — asasasas — asasas — asas — as — a — ais — aisis — aisisis — aisisisis — aisisisisis — aisisisisisis; eine rein diatonische: aisisisisis — hisisisis — cisisisis — disisis — eisis — fisis — gis — a — b — ces — deses — eseses — feseses — geseseses — asasasasas. Die chromatische Ganz-Ton-Leiter: asasasasasas — asasasas — asas — a — aisis — aisisisis — aisisisisisis; die diatonische Ganz-Ton-Leiter: asasas — bbb — ceses — deses — eses — fes — ges — as — b — c — d — e — fis — gis — ais — his — cisis — disis — eisis — fisisis usw.

---

*) Universitätsprofessor Dr. Karl Lacker, Gösting bei Graz, einer der feinsinnigsten Betrachter der reinen Stimmung (siehe „Das musikalische Sehen") und dessen akustisches Museum eine Sehenswürdigkeit ist, urteilt über meinen Artikel folgendermaßen: „Sie haben darin mit besonderer Klarheit und überzeugender Wirksamkeit die Kardinalpunkte der Frage behandelt."